

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 7

Artikel: Wilhelm von Kugelgen : 1802-1867
Autor: Ernst, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wilhelm von Kügelgen

1802–1867

Von Fritz Ernst

Wilhelm v. Kügelgens Selbstbiographie erfreut sich nur halb geschichtlicher Würde. Sie ist ja auch, nur autobiographisch und nur Prosa, von der üblichen Literaturbetrachtung ausgeschieden. Sie besitzt ihre Wirkung. Sie wird gelesen und geliebt. Aber sie wird nicht bewundert und verehrt, wie man bewundern und verehren soll, was um den Preis von Schmerzen und Entsagungen, was um den Preis eines ganzen Lebens erkaufte worden ist. Denn all das gilt von Kügelgens Selbstbiographie. Ahnen freilich konnte man das immer, wissen aber erst seit kurzem – wissen erst, seit gebildete Pietät die Briefschätze, die Kügelgen im Laufe der Dezennien ausgestreut, der allgemeinen Dankbarkeit zugänglich gemacht. Die reliquiengleich gehüteten Papiere strömten ihrem Sammler zu « von allen Seiten, aus Schlössern und Hütten ». Die Hauptmasse, eine vom Bruder gefertigte Kopie von über dreizehnhundert Seiten, musste dem hermetisch verschlossenen Russland abgerungen werden mit « unsäglichen Mühen und Sorgen durch den selbstlosen Mut einer tapferen deutschen Frau ». Das unförmliche Ganze erreichte Sichtung, Ordnung und Erklärung. Keine Mühe ward gescheut. Das Ergebnis ist schmerzlich. Ein Mensch, welcher der Welt bisher nur lächelte, enthüllt vor uns sein Angesicht¹⁾.

I

Wilhelm v. Kügelgen entstammte einem rheinländischen Malergeschlecht. Sieben Künstler dieses Namens sind im Laufe des vergangenen Jahrhunderts aufgetreten. Der Vater, Gerhard v. Kügelgen, von warmem, gewinnendem Temperament, war der Porträtist unserer Klassiker. Er malte Wieland und Goethe nach dem Leben, Herder und Schiller nach der Überlieferung. Die Mutter, Helene Zoege v. Manteuffel, eine kühle, gottesfürchtige Frau, die zeitlebens Klopstock und Herder über Goethe hielt, war esthischen Ursprungs und der Sohn somit gemischten Blutes, oder, wie demselben sich auszudrücken beliebte: « ein Germane, aber

¹⁾ Siehe die bibliographische Notiz am Schluss des Aufsatzes.

mit einer baltischen Sauce angerichtet ». Überdies ist Wilhelm v. Kügelgen weder in Deutschland noch in Esthland geboren, sondern in Russland, wo seine Eltern damals lebten – « am 20. November des Jahres 1802 in Petersburg, und zwar zur Unzeit, indem ich dem Programm meiner Mutter um zwei Monate zuvorkam ». Den größten Teil der Kindheit verbrachte er mit seinen zwei Geschwistern in Dresden. An den Stürmen der Zeit und dem Verkehr der Eltern nahm er auf seine Weise teil. Er hörte mit vier Jahren den Kanonendonner von Jena herüber, und mit sieben einen Augenzeugen von Wagram erzählen. Er sah die Große Armee nach Russland ziehen und ihren großen Kaiser auf der Straße eine Meldung entgegennehmen. Goethe stand eines Tages in der elterlichen Wohnung, Körner umarmte ihn beim letzten Abschied und die berühmte Hendel-Schütz versetzte ihm einst einen Kuss, den nach Verdienst zu würdigen ihm noch die Jahre fehlten.

Die Erziehung, die in sich Vornehmheit und Zucht vereinte, bediente sich zuweilen einer Art von Besserungsmitteln, die durch falsche Zartheit Bedenken erwecken möchten. « Musste ein Vergehen ernstlicher gesühnt werden, so wurde ich auf ein Stündchen oder darüber an ein Tisch- oder Stuhlbein angekettet, zwar nur mit einem Zwirnsfaden, den ich aber nimmer zu zerreißen wagte, so groß war der Respekt vor meiner Mutter. » Die Umstände erheischten öfter Trennungen. Ein ganzes Jahr verbrachte Kügelgen in Bernburg als Schüler des Gymnasiums und Zögling des protestantischen Landesbischofs Krummacher. Das Haus des Superintendenten war belebt von einer stattlichen Schar von Kindern, deren jüngstes Julchen hieß, « noch in die Ferkelschule lief und weitere Ansprüche auf Beachtung nicht erhob; indessen half es dasein, und wenn es fehlte, gab's eine Lücke am Familientisch ». Dieses unangesehene Julchen wurde später Kügelgens Gattin. Er selber trat vorerst, aus Neigung und Tradition, als Schüler in die Dresdener Kunstakademie ein, die fast gleichzeitig seinen Vater als Professor berief. Es war damals wohl die schönste Zeit der deutschen Jugend. Vielleicht in keinem anderen Dazennium hat sie in solchem Grade ihren Beruf erfüllt, nämlich geschwelgt. Auch der sechzehnjährige Akademiker zeigte sich öffentlich nicht anders als im altdeutschen Rock, mit phantastischem Barett auf wallendem Haar und einem Dolche an der Seite. In einem eigens zu diesem Zweck gegründeten Kunstverein flossen Tugend und Patriotismus allerseits zusammen. Die auf Kotzebues Ermordung folgenden Karlsbaderbeschlüsse hemmten den Strom. Rock, Barett und Dolch mussten verschwinden, die Mähnen wurden gestutzt, die Vereine aufgelöst, « und der Phönix

ist nie wieder auferstanden aus seiner Asche ». So schmerzlich dieses war, der Jüngling sollte bald tiefer verwundet werden, als durch eine negative Staatsweisheit geschehen kann. Der Vater kam eines Abends, im Frühjahr 1820, zur gewohnten Stunde nicht nach Hause und ward erst folgenden Tags schrecklich aufgefunden, « mit dem Gesicht auf nackter Erde, erschlagen und entkleidet in einer Ackerfurche »¹⁾. Der Sohn verlor zur selben Stunde den besten Vater, Freund und Lehrer. Wenn er in das, was man gemeinhin Wirklichkeit nennt, nie recht einstimmen konnte, so war daran der Schlag, durch den er in sie hineingestoßen wurde, in hohem Maß mitschuldig.

Wilhelm v. Kügelgen hatte seine Lehre abzuschließen und eine Existenz zu gründen. Er reiste ohne Trost. Italien und die Schweiz vermochten ihn nicht zu erwecken, Russland ihn nicht zu ernähren. Die Gegenwart war knapp und die Zukunft ungewiss. Da ergriff er den nächsten Rettungsanker für sich und die sich mehrende Familie. Er bewarb sich 1833, mit Erfolg, um das freigewordene Amt eines Hofmalers in Ballenstedt, der kleinen Residenz eines der damals noch getrennten vier anhaltinischen Herzogtümer. Es war in keinem Betracht eine große Welt. Ferdinand Siebigks vortreffliches, in Kügelgens Todesjahr veröffentlichtes Kompendium der anhaltinischen Geschichte ist am leichtesten zu übersehen im sechsten Kapitel, das betitelt ist: « Geistiges Leben ». In der Tat war das Ländchen seit Jahrhunderten von den Genien mehr gemieden als gesucht. Die berühmten mitteldeutschen Wiegen standen außerhalb seiner Grenzen. Eisleben, wo Luther zur Welt kam, liegt leicht südlich – Quedlinburg, die Vaterstadt Klopstocks, etwas nördlich. Kügelgen nannte Ballenstedt « den sechsten Erdteil », und den Lieblingsgesellschaftler der ersten Jahre « seinen Spazierstock ». Der Hof stellte eine nur teilweise liebliche Miniatur dar. Die edle Herzogin war höchst ungeistig, der Herzog geisteskrank. Da verbrachte Kügelgen die zweite Hälfte seines Lebens: vierunddreißig Jahre. Leider reichten Stellung und Aufträge des Hofmalers zum Unterhalt nicht aus. Er musste sich noch weiter umtun. Die öfteren Erwerbsreisen halfen etwas nach. Aber selbst so konnten die kleinen Sparbüchsen der Kinder nicht immer geschont werden. Dazu meldete sich ein Übel, wie es einen Maler kränkender nicht befallen kann. Er wurde farbenblind. Eine Zeitlang versuchte er zu arbeiten mit den Augen seiner Gattin, die ihm die Farben

¹⁾ Der seinerzeit vielbesprochene Prozess gegen den Mörder – einen Unterkanonier Kaltoven – findet sich dargestellt in Hitzigs und Härings Sammlung von Kriminalgeschichten: *Der neue Pitaval* Zwölfter Teil, S. 376 ff. (Leipzig 1847, Brockhaus).

zu erklären hatte. Aber das Ergebnis war höchst unbefriedigend. In dieser Not bedeutete die Wahl zum Kammerherrn des Herzogs eine wahre Rettung.

So konnte er äußerlich bestehen. Blieb noch das Innere. Kügelgen ist ein Mensch gewesen, dem nicht gegeben war, bei allem Anspruch an sich selber, sich begeistert zu verbrauchen. Von Grund aus vornehm, war er nicht einmal gewillt, seinem Talente die Konzession der Hingerissenheit zu machen. Immer an sich haltend, konnte er nicht im Werke sterben. Als er Mozarts Briefe las, entsetzte er sich über deren Albernheit. « Schrecklich – schrieb er – so bloß Musik zu sein wie ein Leierkasten! » Als ob es etwas Herrlicheres gäbe. Er war dem Fluche ausgesetzt, in jedem Augenblicke kritischer als schöpferisch zu sein. Die Göttergabe der Naivität war ihm nicht zuteil geworden. Er wollte angesichts des Weltalls seine korrekte Fassung nie preisgeben. Immer und überall am Pflöcke der Gesinnung festgebunden, wurde es ihm unendlich schwer, natürlich mit Natürlichen zu sein. Daher er auch zu allem Selbstverständlichen der Vorbereitung glaubte zu bedürfen. Daher er ferner, nach der peinlichsten Vorbereitung, in Wirklichkeit meist schlecht bestand. Er war durchaus, und ward es mehr und mehr, imaginativ und zugleich im selben Maße unzufrieden. Denn wer nur erst einmal verlangt, dass nach ihm die Welt sich richte, der wird gar bald enttäuscht. Der von der Welt Enttäuschte aber wird es sehr leicht auch von sich selbst. Kügelgen schwor alle Götzen ab. Der einst harmlose Demagoge beugte sein Stirn unter die Idee des Patriarchats. Der noch kraftvolle Mann verbot dem « Junker Leib », sich seiner zu erfreuen. Früh selbstquälerisch, wurde er beinahe selbstzerstörerisch. Gegen alles Blühen fasste er Verdacht, und nur von der Verwesung empfing er noch Beruhigung. Er selbst bezeichnete sich traurig als *homo hiemalis*.

Wer mit seinem Innern auf derart schlechtem Fuße steht, der lebt mit seinem Innersten im Krieg. Kügelgen lebte im Krieg mit jener Macht, die ihm galt als « seine Dunkelheit der Teufel ». Seine unbewussten Äußerungen erschienen ihm im Lichte des Bewusstseins höchst anstößig. Er hütete sich, vormals vertraulich Hingeschriebenes wieder zu lesen. Der Grund, den er dafür angibt, ist schlechthin genial ausgedrückt: « Mit unseren Briefen gleichen wir dem Kasperle in der Puppenkomödie, aus dessen Bauch zuweilen ein anderer Kasperle herausspringt, vor welchem er dann den heftigsten Schreck und Abscheu zeigt, und endlich vor diesem seinem Ebenbilde die Flucht ergreift. » Merkwürdig ist es, wie es ihm erging, als er sich spät in Rousseaus *Bekanntnisse* vertiefte. Zuerst überkam

ihn Lust, das Buch empört für immer wegzuwerfen. Statt dessen las er es zu Ende. Er fand an sich alle Gebrechen wieder, die Rousseau bloßgestellt, und nahm einzig den Vorzug in Anspruch, den Umständen gemäß jene Gebrechen nicht ausgelebt zu haben. Indessen ging das offenbar nicht kampflos ab. Unter den vielen erstaunlichen Äußerungen des vornehmen Herrn an seine Nächsten ist vielleicht die erstaunlichste das Schreiben, das er seiner Schwester Adelheid zu ihrer Hochzeit schickte. Er erbittet darin von Gott dem neuen Paar, nach achtjähriger eigner Ehe, Geduld, Demut und Sanftmut, und fügt, um seine Bitte nicht gar unwesentlich erscheinen zu lassen, die Bekräftigung hinzu: «Ihr Lieben, achtet dieses Hochzeits-Geschenk nicht gering – Julchen und ich hätten uns längst erwürgt, wäre uns dies Geschenk nicht zuteil geworden.»

Wie kam doch alles anders! Beim Abgang von der Schule hatte der Lehrer das Kind umarmt: «Fliege, junger Adler! nur auf den Höhen wohnt die Freiheit!» Und er hatte dran geglaubt. Aber er lernte das Fliegen nicht, erreichte nie die Höhe, fand nie die Freiheit und musste überhaupt zugeben, dass er nicht zum Adler geboren sei. Er war nun zufrieden, wenn er zu ebner Erde auf gekiestem Wege gehen konnte. Was ihn dabei beschämte durch leibhaftige Enge, ersetzte er durch Weite seines Geistes. Er machte es schließlich wie der alte Voss, den es lang gekränkt, dass sein Wandsbecker Gärtchen nur vierundzwanzig Schritte maß, bis ihm einst die Erleuchtung kam, die Schritte etwas zu verkürzen. Und siehe! es wurden ihrer fünfundzwanzig.

II

Wilhelm v. Kügelgen gehörte als Maler einer Epoche an, welche man mit einem später aufgekommenen Begriffe Biedermeier nennt – er war ein Zeitgenosse von Schwind, Richter, Rethel, Cornelius und manchem andern Unvergessenen. Denn wo der Biedermeier sich, fern von leer heroischem Akademismus, dem Anekdotischen, Märchenhaften, Illustrativen, lieblich Lebendigen und sprudelnd Humorvollen zugewendet, ist er für uns von unverwelktem Zauber¹⁾. Kügelgen hatte daran nur geringen Anteil. Sein Hauptwerk, das vom Zaren Nikolaus I. für die Olaiikirche in Reval bestellte Altarbild – eine stilvoll nazarenische Beweinung am Kreuz – erinnert in seinem dekorativen Aufwand an ein gelegentliches

¹⁾ P. F. Schmidts *Biedermeier-Malerei. Zur Geschichte und Geistigkeit der deutschen Malerei in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts* (2. Auflage 1923, im Delphin-Verlag, München) beschäftigt sich am Orte auch mit Kügelgen.

Geständnis des Künstlers: « Bei mir ist das Gefühl vorherrschend, nicht die Phantasie. » Ähnliches empfindet man vor vielen seiner Porträts. Die meisten ermangeln der Atmosphäre, der Inspiration, des Griffs. Keine Umwelt dringt in sie ein und kein Zwang strömt von ihnen aus. Sie lehren nichts von ihrem Objekte als das Äußere. Sie sind glaubhaft, aber niemals überzeugend. Sie sind Kontur – die besten unter ihnen sind Zeichnungen. Insbesondere von seinen Kinderzeichnungen pflegt ein Zauber des Liebreizes, der Andeutung, der Immaterialität auszugehen, den nur innige Wahlverwandtschaft zu erzeugen befähigt erscheint. An äußerer Gelegenheit fehlte es ihm durchaus nicht. Ein sorgliches Verzeichnis verkaufter Bilder weist für die ersten zwölf Ballenstedter Jahre über hundert Eintragungen auf. Aber Kügelgen täuschte sich nicht über seine Kunst. Sie wurde ihm, und zwar ganz unabhängig vom zunehmenden Verlust des Farbensinns, immer mehr zur Last. Das geht, trotz aller Beschwörungen, mit Überdeutlichkeit hervor aus seiner höchst persönlichen Ästhetik, der er den Titel gab: *Drei Vorlesungen über Kunst*. Diese Vorlesungen – bescheiden vorgetragen am Sylvesterabend 1839 im Kreis seiner Familie und Freunde und bald hernach gedruckt – sind arm an Vitalität, dürftig in der Reflexion. Zwar von einem empfindenden, aber durchaus nicht einem künstlerischen Menschen, scheinen sie alles eher als von einem Maler herzustammen. Nichts über Metier und Technik. Kein Geruch weder von Öl noch edlem Schweiß. Dem wahren Künstler ist Kunst etwas, das schlechthin unaustilgbar in ihm lebt; etwas, das er in Schmerz und Jubel unweigerlich vollbringen muss. Kügelgen will aber in diesen Vorträgen die Kunst rechtfertigen, erklären, deuten. Er will ihren Sinn erfassen, ihr Gebiet abgrenzen. Er verwirft in ihr die ihm so verhasste « Apotheose des Fleisches ». Er findet sie sich selbst getreu nur « an den Stufen des Altars ».

Kügelgen hat sich oft und innig an die Stufen des Altars begeben. Schon sein Äußeres verriet etwas davon. Er wurde gelegentlich für einen Missionar gehalten. Sein Haus in Ballenstedt hieß allgemein « das Pietistenhaus ». Damit war zugleich gesagt, dass man ihn einer Art Privatreligion bezichtige. In der Tat liebte er Thomas a Kempis und schwärmte für Jung-Stilling. Darüber hinaus trieb es ihn, selber zu denken. Es galt ihm eine Zeitlang als erstrebenswert, das alte Testament im hebräischen Urtexte zu lesen. Auf alle Fälle wurde er ein guter Kenner des Gottesworts. Aber eben dieses machte ihm das Leben schwer. Je genauer er es nehmen wollte, um so unstimziger in sich befand er es. Er einigte sich schließlich dahin, es zwar als Offenbarung, jedoch nicht als Inspiration,

d. h. den Inhalt wohl als göttlich, die Form indes als menschlich anzunehmen. Von dieser seiner Lösung legte er 1850 öffentlich Zeugnis ab in seiner mit einem hochpastoralen Placet versehenen Abhandlung *Von den Widersprüchen in der Heiligen Schrift für Zweifler*. Sie enthält, in des Verfassers eignen Worten, die Lehre vom «Gewand der Thorheit, in dem die Weisheit einhergeht». Aber so wenig die früheren Vorträge künstlerisch, so wenig wirken diese Monologe religiös beglückend. Nicht, dass ihr Verfasser ein engherzig rechthaberisches Präzisions-Christentum erstrebte. Im Gegenteil, er tritt ja als Befreier von der Formel auf. Was an ihm enttäuscht, ist die menschliche Dürftigkeit des Konfliktes, die Ärmlichkeit der Argumente, die Bleichsucht seines Evangeliums. Kein rechter Tiefgang, kein rechter Wellenschlag. Es fehlt die Qual wie der Triumph. Wir konstatieren eher die Beruhigung eines Zermürbten, als die Erlösung eines Verdammten. Kügelgen selbst gesteht es, nicht ohne einen Schatten von Enttäuschung, in einem Brief an seinen Bruder: «Was man eine Erweckung nennt, ist nicht mit mir vorgegangen, bloß eine Zurechtrückung meines Kopfes.»

Für uns liegt das Wertvolle der beiden Schriften nicht im Ergebnis, sondern im Symptom. Solang Kügelgen lebte, regte sich in ihm die Produktivität. Ihn trieb keineswegs nur das von ihm eingestandene Bedürfnis, «eine öffentlich geachtete Persönlichkeit zu werden» – was allein noch keine Schöpferkraft bewiese. Ihn trieb ein inneres Verlangen, einen Standpunkt zu gewinnen und denselben zu vertreten, sich zu äußern und entäußern. In Streitfragen des Staates und der Kirche stellte er seinen Mann¹⁾. Zuweilen überkam ihn eine Versewut, die sich als Epidemie über die ganze Familie ausbreiten konnte. Seit seine Augen sahen, suchte er das Bild im Worte festzuhalten. Das Tagebuch des kaum zehnjährigen Knaben während einer Harzreise wurde vom begleitenden Hauslehrer den Eltern stückweise zugeschickt unter dem goethisierenden Scherztitel *Meister Wilhelms Wanderjahre*. Seine spätere Korrespondenz ging immer über bloße Mitteilung hinaus. Er füllte sie mit Blättern, deren manches, teils heiterer, teils düstrer Art, der Literatur angehören könnte. Virtuos erzählt er kleine Hofgeschichten und erschütternd den Tod seiner jüngsten Tochter, die mit dem Kranz, womit sie sich zum Tanz geschmückt, in ihrem Zimmer Feuer fing. Während Jahren ist die

¹⁾ Es fand sich in diesen Zeilen keine passende Gelegenheit, auf Kügelgens politische Erlebnisse und Ansichten ausführlich einzugehen. Um so bestimmter sei betont, dass in dem, was er als Augenzeuge sah oder als Mitleidender erfuhr, ein reiches Material enthalten ist für jeden, der der Überzeugung lebt, dass die Geschichte sich nicht nur in den Kabinetten, sondern auch im Herzen der Nationen abspielt.

Rede von Arbeit an einem größeren Roman. Das eine Mal ist er betitelt *Heinrich*, das andere Mal *Die Mystiker*. Dann aber verschwindet das Projekt. Statt seiner fand sich im Nachlass ein entzückendes, in roman-tischen Motiven schwelgendes und im Sinn seines Verfassers christlich umgebogenes Märchen: *Der Dankwart*.

Mit all dem war kein Werk getan. Als sich sein Lebensbaum entlaubte, stand er ohne Frucht. Es wurde kühl. Es wurde einsam. Keine Schule, die er meisterte, mischte in dankbare Gefühle das wohlverstandne eigene Interesse. Keine neue Generation verbarg ihm unter achtungsvollem Gruß ein anderes Programm. Bis in sein Haus war er allein. Die Eltern gingen längst dahin. Von seinen sechs Kindern waren dreie durch Krankheit, Unglück, Krieg dahingerafft, und die am Leben blieben, keine Kinder mehr. Die Gattin wurde in der langen Ehe eine Art Verdoppelung seiner selbst. Sich selber durfte er nicht mehr betrachten. Da brach er eines Tages heimlich auf nach seinem bessern Ebenbilde. Da brach er eines Tages heimlich auf nach seiner Jugend. Er tastete behutsam die dunkeln Kammern seiner Seele ab. Er fand die Gänge wieder, die von der einen zu der andern führten. Sein Ohr erlauschte wieder verhallt ge-glaubtes fernes Lallen. Sein Auge entdeckte allmählich Zwielight, wo es zuerst nur Finsternis gesehn. Da tauchten Linien, Farben und Gestalten auf. Und schluchzend fiel er auf die Knie vor seinem eignen Morgenrot . . . Aus Erlebnis wurde harte Arbeit. Er lernte alle Hilfsmittel gebrauchen. Er sammelte nicht nur, er überprüfte auch. Als er zu dieser Zeit Dresden berührte, verfolgte er die alte Spur. « Ich ging in unser altes Haus, stieg die Treppe hinauf und fasste den alten Türgriff in die Hand, der noch ebenso unbeweglich eingelötet war wie ehemals; ich durchschritt auch den kleinen Gang mit der Steindiele und streichelte die Hintertüre. » Sowie er aber in der Fülle der Anschauung schwelgen konnte, tauchte ein neuer Anspruch auf. Er sagte jetzt, die Frage sei gar nicht das Was, sondern das Wie. Seine Sprache ward immer geschmeidiger, seine Kom-position immer lebendiger. Zehn Jahre brauchte er, um das Geschäft in seinem Sinne zu vollenden. Dann schnürte er das Bündel seiner Lebens-habe und überschrieb es: *Jugenderinnerungen eines alten Mannes*.

III

Machiavell, der größte aller Praktiker, schrieb einem Freunde, dass er sich nach getaner Arbeit nicht anders als gereinigt und geschmückt zur Lektüre seiner teuren Alten hinzusetzen wagte. Schön soll man sich dem Schönen nahen. Ich kann nicht sagen, wie festlich man sich K ü g e l g e n s

Lebensbuch nahen sollte. Seine Vorzüge sind unausleslich: eine blendende Pracht von Einfällen, Vergleichen und Bildern; ein nie erschöpfter Schatz an Verstand, Güte und Weisheit; eine endlose Arabeske von innersten Bezügen, die zu errahnen jede Phantasie locken muss. Das sei nicht so verstanden, als ob Kügelgens Werk von allen Schwächen freizusprechen wäre. Man stößt darin – selten genug – auf Härten, Wiederholungen, Fragwürdigkeiten. Man findet darin – nicht zahlreiche – gewagte Satzgebilde, welche man dem Autor gern noch einmal zur Überprüfung vorlegen möchte. Das sind die unvermeidlichen Grenzen jeder schriftstellerischen Leistung. Hier haben wir es nur mit dem zu tun, was innerhalb derselben zustande gekommen ist. Kügelgens Sprache erträgt auch die strengste Kritik: das Zusammenleben. Kügelgens Sprache verlangt sogar danach. Nur langer, durch keine Ablenkung zerstreuter Umgang mit ihr lässt ihren ganzen Reichtum nach und nach begreifen: ihren geheimen Rhythmus, ihre blühenden Kadenzen, ihr Plätschern nach dem Takt des Pulses, ihr Singen nach der Eingebung des Herzens. Da sind Seiten, aus denen Engelsharfen tönen, und andere, auf denen Hanswurst seine Purzelbäume schlägt. Und all das zu Ehren eines Kindes, über dem zwei greise Augen wachen.

Es geht eine eigentümlich greifbare Treue durch das Ganze. Auf jenem ersten Reischen unter der Obhut des Hauslehrers Senff berührte der Zehnjährige auch Ballenstedt. Nach Ablauf eines halben Jahrhunderts, nachdem seine Lebenskurve ebenda zu schließen sich anschickte, hatte er auf jenes unscheinbare Ereignis zurückzukommen. Welche Gelegenheit, zu schwelgen in nachträglich aufgetragenen Farben und reizvoll erdichteten Vorahnungen. Statt dessen schreibt er in überwältigender Einfachheit: « Der letzte Ort am Harz, den wir berührten, war Ballenstedt. Gleichgültig sah ich das weiße Schloss mit seinen Gärten an, nicht ahnend, welch tief einschneidende Bedeutung dieser kleine Ort einst für mein späteres Leben haben würde. » Wir sind übrigens nicht darauf angewiesen, den Erzähler nur mit sich selber zu vergleichen. Zu einer bestimmten Szene – Napoleon zu Pferd – besitzen wir in der Literatur eine Parallele, auch von einem Kinde und auch aus dem Jahre 1812, nur nicht aus Dresden und nicht von einem spätern Maler, sondern aus Düsseldorf von einem spätern Lyriker, nämlich von Heinrich Heine. Dieser schreibt in Kapitel VIII der autobiographischen *Ideen*, die bekannter sind unter dem Nebentitel *Das Buch Le Grand* :

Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eignen Augen ihn selber, hosianna! den Kaiser.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Taten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch – und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, dass man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldner Stern.

Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welt-historische Hütchen. Er ritt ein weißes Rösslein, und das ging so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet – wär' ich damals Kronprinz von Preußen gewesen, ich hätte dieses Rösslein beneidet. Nachlässig, fast hängend, saß der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmütig den Hals des Pferdchens – Es war eine sonnig-marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten – und sie klopfte gutmütig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edel gemessen wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um die Lippen – und doch wusste man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen – *et la Prusse n'existait plus* – diese Lippen brauchten nur zu pfeifen – und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt – diese Lippen brauchten nur zu pfeifen – und das ganze heilige römische Reich tanzte. Und diese Lippen lächelten, und auch das Auge lächelte. – Es war ein Auge klar wie der Himmel, es konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir anderen sie nur nacheinander und nur ihre gefärbten Schatten sehen. Die Stirne war nicht so klar, es nisteten darauf die Geister zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieser Stirn, und das waren die schaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenstiefel-Gedanken, womit der Geist des Kaisers unsichtbar über die Welt hinschritt – und ich glaube, jeder dieser Gedanken hätte einem deutschen Schriftsteller Zeit seines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widersetzte sich ihm, hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte sich der tolle Alouisius und schnarrte die Namen seiner Generale, unferne brüllte der besoffene Gumpertz, und das Volk rief tausendstimmig: es lebe der Kaiser!

Die Erinnerung, die Kügelgen – Teil II, Kapitel IV – in die Wag-schale zu werfen hat, beschränkt sich auf diese Zeilen:

Was meine Wenigkeit anlangt, so teilte ich zwar aufrichtig den Widerwillen meiner guten Mutter gegen den Helden des Jahrhunderts, doch hatte mich das nicht abgehalten, mich an jenem Morgen auf die Straße zu begeben, um mir den hochgewaltigen Mann, dessen Name auf allen Lippen war, möglichst von nahem zu besehen. Auch war es mir gelungen, in einem Augenblicke, da er anhielt, um eine Meldung anzuhören, nicht weit von seinem Pferde Fuß zu fassen. Da blickte ich ihm lange in sein gelblich fahles, damals schon

gedunsenes Gesicht, das mir den Eindruck eines Leichenfeldes machte. Seine festen, imperatorischen Züge waren kalt und ruhig, sein Auge tot, und gleichgültig ruhte sein trüber Blick ein Weilchen auch auf dem kleinen, ihn neugierig anstauenden Knaben. Dann ritt er langsam weiter, von seinem glänzenden Stabe gefolgt.

Neben ihm war Murat, der König von Neapel. Er sah phantastisch aus, wie ein Theaterprinz, trug ein Barett mit Straußenfedern, gestickte Schnürstiefel und einen kurzen, reich mit Gold belegten Waffenrock. Aber neben der einfachen Gestalt des Kaisers entschwand er dem Blicke schnell. Jenem blickte ich lange nach, dem kleinen, unscheinbaren, großen Manne in seinem schlichten Übröckchen. «Das also war er!» dacht' ich.

Je mehr man in die beiden Schilderungen eindringt, um so mehr nehmen sie sich aus wie eine Wette, den Stil der andern ins Gegenteil zu verkehren. Bis in den einzelnen Satz geht die Konkurrenz mit der scheinbaren Absicht, den Rivalen zu vexieren. Man kann die beiden Begriffe der Aufmachung und des Berichtes nicht klarer erläutern als durch kommentarlose Gegenüberstellung der beiden Zitate ...

Das angeführte Beispiel ließe glauben, Kügelgen beziehe die größten Reize seiner Geschichte von auffälligen Ereignissen. Dem ist nicht so. Das Gericht der hohen Politik und die Gerichte auf dem Mittagstische sind ihm gleichbedeutend, der Schlachtenlenker nicht von höherem Ansehen als das Kindermädchen Leno, noch die Puppe Salli minder wichtig als die Übergabe Dresdens. Wenn diese beiden Elemente der großen und der kleinen Welt bei ihm gleich liebevoll vertreten sind, so erscheint ihre naturgemäße Mischung erst recht bewundernswert. Eine der lieblichsten Episoden ist des Jungen Widerspenstigkeit gegen den Besuch einer Mädchenschule, in welcher die Besorgtheit der Mutter ihn behütet wissen wollte – keine Drohung hatte ihn vermocht, sich den ihm dort blühenden Liebkosungen ein zweites Mal auszusetzen. Die Mutter ging so weit, ihn vor die Alternative zu stellen: «ein Produkt Ruten – wie sie sich ausdrückte – oder in die Schule gehen. Und damit hatte sie das Spiel verloren. Ein Blick im Geiste auf die vielen Mädchen und ihre Zärtlichkeiten ließ mich nicht schwanken – ich wählte das Produkt. Das mochte zwar gehörig anziehen – wie man in Dresden sagt – ja, ich erinnere mich, dass es sogar über Erwarten anzog, doch aber konnte es im Vergleich zu jenem mir so überaus widerwärtigen Mädchenzwinger nicht in Betracht kommen.» Diese Episode erscheint nach reichlich hundert Seiten noch einmal am Horizont, und zwar im Zusammenhang mit Goethe. Der Dichter hatte sich bei Gelegenheit eines Dresdenerbesuches vor der Begeisterung einer Dame umsonst bei Kügelgens Eltern zu retten geglaubt – der Begeisterten entging er auch da nicht. Kügelgen deutet aus der

Kinderperspektive die Gefühle des Allzugefeierten: «Es mochte ihm etwa zu Mute sein, wie einmal meiner Wenigkeit in der Mädchenpension, und ohne Zweifel würde auch er, wenn er die Wahl gehabt, ein heimliches Produkt Ruten der aufdringlichen Zärtlichkeit seiner ekstatischen Freundin bei weitem vorgezogen haben. Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm – war Goethe plötzlich fort.» Die deutsche Selbstbiographie, in ihrer Gesamtheit eine der imposantesten Äußerungen deutschen Geistes, zählt unter ihren größten Zeugen an Bildung reichere, an Psychologie raffiniertere, an Tatfreude männlichere Beispiele. Aber niemals, weder zuvor noch später, überbot sie Kügelgens reine, holde, bezaubernde Kindlichkeit. So lang es eine deutsche Prosa gibt, wird sie verehrend dessen sich erinnern, wie er, der alte, von sich selbst missbrauchte und von der Welt enttäuschte Mann, den Frühlingsduft seiner ersten Tage, da noch kein Reif auf sie gefallen, mit Übermacht heraufbeschwor.

Mit traumhafter Sicherheit führt der Erinnerer seine Jugend Empfindung um Empfindung aufwärts in Idyllen, Anekdoten, Späßen, Kindertränen, Weltgeschichtchen, Bild um Bild, und jedes in einem eignen Rahmen. Van Gogh gestand, er könne ein Bild nur im Rahmen fertig malen. So spricht ein großer Maler. Welch großer Maler ist doch Kügelgen, wenn er nur schreibt – der eigentliche Wortmaler des Biedermeier. Wie reiht er Bild an Bild. Wie behängt er die Wände zu einer Galerie. Wie wandelt er sie immer ergriffener zu einem Gotteshause, in welchem er den tiefsten Schmerz empfangen will. Wie klingt immer vernehmlicher das Thema des Requiems für den Vater an, bis es mit Orgelton unwiderstehlich einsetzt und der Sohn schließt mit dem Wort der Schrift: «Über mich aber und die Meinigen ging der Grimm des Höchsten, und seine Schrecken drückten uns, sie umgaben uns wie Wasser und umringten uns miteinander.»

Seine Jugend war zu Ende. Über sein ferneres Ergehen ließ er den Schleier fallen. Denn nicht nur seine Jugend, in gewissem Sinn sein Leben war zu Ende. Was er auf Erden ganz gekonnt, das war ja seine Jugend. Indem er sie erzählte, schloss er seines Lebens Kreis. Er war damit doch noch etwas geworden: der Dichter seiner selbst. Er übergab das Manuskript den treuen Händen des Nachbars Philipp v. Nathusius, und dieser, als die Frist des Freundes abgelaufen, gab es weiter an die Nachwelt.

Bibliographische Notiz zu Wilhelm von Kügelgen

1. *Seine Werke*

Die Selbstdarstellung seines Lebens bildet heute, in erster Linie dank der hingebungsvollen Tätigkeit Johannes Werners, ein zusammenhängendes Ganzes. Johannes Werner hat in drei Bänden, im dritten unterstützt von Paul Siegwart v. Kügelgen, aus Autobiographie, Tagebüchern und Briefen, ein gleichmäßig bearbeitetes, mit Einleitungen, Anmerkungen, Registern und wertvollen Reproduktionen versehenes Gesamtwerk konstruiert. Dasselbe ist erschienen bei Koehler & Amelang in Leipzig 1923–1925 unter dem Titel: *Wilhelm von Kügelgen, Erinnerungen 1802–1867*.
 Erster Band: *Jugenderinnerungen eines alten Mannes*. 1802–1820. (Seit der Urausgabe von 1870, bei Wilhelm Hertz in Berlin, zum ersten Male wieder auf Grund des Manuskripts gedruckt.)
 Zweiter Band: *Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes*. 1820–1840. (Enthält Briefe und Tagebücher.)
 Dritter Band: *Lebenserinnerungen des alten Mannes*. 1840–1867. (Enthält die Briefe an seinen Bruder Gerhard.)
 Dazu kommen die kleineren, zu seinen Lebzeiten oder posthum publizierten Schriften:
Drei Vorlesungen über Kunst. Bremen 1842 bei Johann Georg Heyse. (Neudruck mit einem Vorwort von Constantin v. Kügelgen. Leipzig 1902, bei Richard Wöpke.)
Von den Widersprüchen in der Heiligen Schrift für Zweifler. Mit einem Vorwort von Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher. (Kügelgens Schwager, damals Pastor an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin.) Berlin 1850, bei Justus Albert Wohlgemuth.
Der Dankwart. Ein Märchen. Leipzig 1924 bei K. F. Koehler.

2. *Sein Verwandten- und Freundeskreis:*

A. und E. v. Kügelgen *Helene Marie v. Kügelgen, geb. Zoëge v. Manteuffel*. 8. Auflage, Stuttgart 1922, bei Chr. Belser.
 Leo v. Kügelgen *Gerhard v. Kügelgen und die anderen sieben Künstler der Familie* 3. Auflage, Stuttgart 1924, bei Chr. Belser.
 Ludwig Volkmann *Die Jugendfreunde des Alten Mannes: Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann*. Leipzig 1924, im Insel-Verlag.
 Maria Krummacher *Unser Großvater der Atti: Friedrich Adolf Krummacher*. Neue Ausgabe Leipzig 1926, bei Koehler & Amelang.
Jugendleben der Malerin Caroline Bardua. Nach einem Manuskript ihrer Schwester Wilhelmine Bardua herausgegeben von Walter Schwarz. Breslau 1874 bei Rud. Hoffmann. (In Kap. VII «Kügelgen» über dessen Jugendaufenthalt in Ballenstedt 1813–14.)
 Ludwig Richter *Lebenserinnerungen eines deutschen Malers*. Herausgegeben von Heinrich Richter. Frankfurt a. M. 1885, bei Johannes Alt. (In Kap. XXI «Der letzte Winter in Rom» über Kügelgens Aufenthalt daselbst 1825–26.)

*

Wie sehr sich bei Berücksichtigung des zum alten reichlich zuströmenden neuen Materials der Standpunkt der Beurteilung gegenüber früher ändern muss, erkennt man rasch bei der Lektüre von Karl Hillebrands vortrefflichem Aufsatz «Zur neuesten deutschen Memoirenliteratur» (1872), wieder abgedruckt in Bd. II, S. 384 ff. seiner Essai-Sammlung: *Zeiten, Völker und Menschen* (Berlin 1875).
 F. E.